

Predigt zum 2. So. i. J. (C), 20.01.19

Jes 62, 1 - 5; Joh 2, 1 - 11

Liebe Schwestern und Brüder,

bis heute Mittag war ich mit dem Pfarreirat in Münster zu unserer alljährlichen Klausur. Am Freitagabend haben wir zunächst wieder auf unseren Pastoralplan geschaut. Sie wissen ja: Unser Pastoralplan wird von einer Vision für unsere Gemeinde aus 7 Leitsätzen angeführt; jedes Jahr bildet einer davon den Schwerpunkt für das, was wir planen und tun. Diesmal haben wir uns für den entschieden, der in der Mitte steht und in dem es auch um die Mitte geht: „Christus ist die Mitte unseres Tuns“, heißt es da – ganz grundsätzlich also. Da geht es nicht um bestimmte Themen, Lebens- und Arbeitsbereiche der Pfarrei, auch nicht um einzelne Grundhaltung, sondern um den Wesenskern, der uns als Christen von allen anderen Menschen unterscheidet.

Dieser Satz hat ganz offensichtlich mindestens zwei Seiten. Zunächst einmal verlangt solch eine starke Behauptung nach einer eingehenden Analyse: Ist das wirklich so? Können wir das so von uns sagen – jede und jeder ganz persönlich von sich und dann auch von unseren Gruppen und Verbänden, Gremien und Einrichtungen, von all dem, was wir so als Gemeinde tun? Nur weil da „christlich“ draufsteht, muss Christus nicht notwendigerweise dabei vorkommen. Schließlich kann es passieren, dass selbst im Gottesdienst, der ganz auf Christi Gegenwart ausgerichtet ist, die Gedanken abschweifen, das Herz noch ganz woanders ist, irgend etwas Nebensächliches die ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ja, wir werden versuchen, uns gemeinsam diesen Fragen zu stellen. Vermutlich fällt die Bilanz – beim Einzelnen wie der Gemeinde – durchwachsen aus. Mit dieser Ahnung im Hinterkopf und im Herzen zeigt sich die zweite Seite des Satzes: Es ist ein Appell, Christus tatsächlich mehr, deutlicher in die Mitte unseres Lebens und Tuns zu rücken, Hindernisse dafür aus dem Weg zu räumen, neue Zugänge zu finden, aufzuräumen sozusagen.

Es kann sein, dass dabei zunächst die dritte Seite übersehen wird. Dabei ist sie die Voraussetzung für alle anderen: Christus ist die Mitte unseres Tuns – das ist vor allem eine Zusage. Christus selbst kommt mitten in unser Leben, will für uns und mit uns hier und überall sein. Wir haben das gerade gefeiert an Weihnachten. Wir legen dabei den Akzent auf die Heilige Nacht, die Geburt in Bethlehem. Wir erinnern, dass sich Gottes Sohn nicht breitpurig in unser Leben drängt, sondern sich mit einem armseligen Anfang bescheidet am Rand eines kleinen Dorfes. Die orthodoxen Kirchen feiern vor allem den 6. Januar und betonen damit jene Momente, in denen diese Ankunft Gottes in unserer Mitte öffentlich wird.

Die weite Reise und die Anbetung durch die Weisen aus dem Morgenland zeigt, dass dieser bescheidene Anfang, dieses alles in allem diskrete Leben dennoch von zentraler Bedeutung für die ganze Welt ist. Dazu gesellen sich zwei weitere Episoden, die bei uns dieser einen mehr oder weniger zum Opfer fallen. Die Taufe Jesu bekommt immerhin spezielle Aufmerksamkeit am letzten Sonntag der Weihnachtszeit: Jesus begibt sich zum ersten Mal öffentlich in die Mitte seines Volkes. Das geschieht aber nicht im Tempel oder auf einem bedeutenden Platz Jerusalems, sondern am Jordan, an der Grenze von Leben und Tod. Es ist vor allem ein Abstieg. Die da zusammengekommen sind, steigen hinab in den Fluss, um zu bekennen, dass sie auf falsche Wege geraten sind, weg von Gott, dass sie der Umkehr bedürfen. Dazu lassen sie sich taufen. Bei diesem Tun ist Jesus in ihrer Mitte, geht den Weg der Büsser mit bis ganz unten. Die dritte Episode, die ebenfalls eigentlich zum Epiphaniest gehört, kommt nur alle drei Jahre noch einmal besonders zur Geltung – wiederum eine Woche später, also heute: die Hochzeit zu Kana. Jesus wird wirksam bei einer ganz normalen Hochzeit. Nun sind Hochzeiten in den Evangelien nie so ganz normal, weil sie immer auch ein Bild sind für die Vollendung, für die Fülle unseres Lebens. Aber das liegt umgekehrt daran, dass Jesus offenbar Erfahrung mit Hochzeiten hatte. Und er war wohl so gerne da, dass ihm Hochzeiten als angemessenes Bild für den Himmel erschienen.

Nun ist er also bei dieser einen Hochzeit, aber es dreht sich hier vor allem um das Brautpaar. Ihre Feier – und letztlich auch ihr Leben – soll gelingen. Als sich da Probleme zeigen, greift Jesus ein. „Meine Zeit ist noch nicht gekommen“, sagt er, handelt dann aber doch schnell. Das mag als Hinweis dienen, dass er ja noch am Anfang seiner kurzen öffentlichen Geschichte steht, die erst vollendet ist, die erst Vollendung und die Fülle des Lebens bieten kann, wenn er den Tod besiegt.

Das Wunder erscheint hier als drollige Anekdote: Die Peinlichkeit der falschen Reihenfolge von gutem und weniger gutem Wein am Schluss ist dabei locker zu verkraften, wenn man bedenkt, welche größere Not da vermieden wurde. So ist Christus Mitte unseres Lebens.

Unsere Versuche, ein Fest aus unserem Leben zu machen oder doch wenigstens eine runde Sache, stoßen irgendwann an Grenzen. Dann setzt Ernüchterung ein oder gar Erschrecken: So besonders ist mein Leben dann doch nicht, kein exquisiter Wein, bestenfalls reines Wasser, vielleicht nur Spülbrühe. Manche bescheiden sich von vornherein mit nüchternem Realismus: So ist das eben. Mehr ist nicht zu holen. Halbwegs ordentlich durchkommen, das reicht. Jesus reicht das nicht. Unser Leben soll schließlich ein gelungenes Fest gewesen sein. Er will auch die Nacht, die Nächte unseres Lebens mit uns durchleben, durchfeiern. Wenn wir ihn

einlassen zum Fest unseres Lebens als gerngesehenen und geschätzten Gast, wird er im Zentrum des Festes und doch unaufdringlich dafür Sorge tragen, dass auch am Morgen danach keine Katerstimmung folgt, sondern nach der Nacht des Todes ein Tag, der alles hält, was der Abend versprach. Dafür danken wir, das feiern wir, jetzt und hoffentlich oft und intensiv gemeinsam in diesem Jahr. Amen.

(© Dr. Ludger Kaulig, Pastor – Es gilt das gesprochene Wort. )